

Die

Poesie und Beredsamkeit

der Deutschen,

von Luthers Zeit bis zur Gegenwart.

Dargestellt

von

Franz Horn.

Dritter Band.

Berlin 1824,

bei Theob. Joh. Christ. Friedr. Enslin.

V o r r e d e .

Wenn man einen weiten und schwierigen Weg zurückgelegt und denselben für Andere neu zu erhellen gesucht hat, so ist es wohl natürlich, daß man gern auf ihn zurücksieht, und von den mannigfaltigen Mühen redet, die er kostete, so wie von den Freuden die er gewährte. Indessen scheint es fast ein wenig gefährlich, in solcher besonders fröhlichen und ernst-erregten Stimmung öffentlich zu sprechen, da man leicht ein Wort zu viel sagen kann, das späterhin wegzuwünschen wäre. Dies zu vermeiden, beziehe ich mich hier lediglich auf das Werk selbst und dessen frühere Vorreden, um es von neuem der Prüfung denkender und kenntnißreicher Männer zu empfehlen, ein Wunsch, der nunmehr auch im Conversationsblatt (14. Aug. 1823) und in Hinsicht des zweiten Theils besonders, im Wegweiser zum Abendblatt (3. Sept. 1823) auf eine geistreiche Weise erfüllt worden ist.

Außerdem möge hier noch eine die Ausarbeitung des Buchs selbst betreffende Notiz gegeben werden: — Die aus zwei Theilen bestehende Schrift „die schöne Literatur Deutschlands während des

achtzehnten Jahrhunderts,“ fand eine so rege Theilnahme, daß ich nach einigen Jahren mich zur Veranstaltung einer zweiten vermehrten Auflage aufgefordert sah. Da ich jedoch längst gefühlt hatte, daß die Beschränkung auf Ein Jahrhundert, selbst bei steter Hinsicht auf das Vergangene, manche Nachteile mit sich führe, so beschloß ich, ein durchaus neues Buch zu beginnen, da anknüpfend, wo in Beziehung auf die Cultur des neuern Deutschlands allein angeknüpft werden mag: an die unerschöpflich bedeutungsvolle Reformation und ihren größten Helden, Luther. — So entstand dieses Werk, das, in Verbindung mit den früher erschienenen „Umrissen“ *), nunmehr ein vollständiges Ganze ausmacht.

Berlin, am 4. März, 1824.

Franz Horn.

*) Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands, während der Jahre 1790 — 1818. u. f., 2te vermehrte Auflage. gr. 8. Berlin, b. Enslin. 1821. 1 Rthlr. 20 Gr. (Die Nachträge zur 2ten Auflage sind für die Besitzer der ersten Auflage auch besonders abgedruckt. Preis: 8 Gr.)

Der Verleger.

S. 3.

Der erste Dichter dieses Vereins — obwohl nur in der liberalsten Beziehung als reiner Freund desselben, nicht eigentlich als entschiedener Bundesgenos — ist Gottfried August Bürger, geb. 1748, gest. 1794. Wir finden leider oft genug in der Geschichte unserer Poeten, daß ein widerwärtiges Schicksal — zuweilen sogar von ihnen selbst gerufen — auf sie eindringt, und alles vereinigt um ihr Gemüth zu verletzen, oder doch der Poesie abwendig zu machen. Selten aber hat sich dieses Geschick einen so tief-fühlenden und so reichblühenden Dichter zur frühen Vernichtung auserlesen als Bürger n. Stete Sorgen für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens, eine unfreundliche

Bürgerliche Existenz in einer Stadt, deren damalige hauptsächlichste Beziehungen seinem Gemüthe nicht zusagen konnten, und zuletzt ein greller Schmerz, der ihn in seiner häuslichen Lage traf, führten ihn sehr früh dem Grabe zu. Was das bei als Schuld ihm selbst zugerechnet werden dürfe, soll nicht geleugnet werden; aber nie möge Härte richten, und wenn wir einräumen, daß B. selbst und einige seiner Gedichte sich zuweilen sogar ein wenig zur Rohheit neigen, so fordert doch selbst ein bloß gerechtes Gefühl, daß wir jene Rohheit oft nur als einen Tribut ansehen, den er (was freilich abermals Irrthum und Schuld voraussetzt) an die Zeit abtrug, die sich theilweis oft genug auch gegen ihn roh benahm. Wenn wir den Lebenslauf des Dichters, den ein edler Freund desselben (Dr. Althof) uns überschauen läßt, genau betrachten, so wird uns nicht selten dabei recht weh um das Herz; denn fast zu spät für den Leidenden, wenn auch in tausend andern Hinsichten zu früh, löset endlich der Tod das gefangene Leben des Dichters ab, dem alle Blüten geraubt waren, bis auf den ewig grünenden Lorbeerkrantz, den keine fremde Hand zu rauben vermochte. Um es mit Einem Worte zu sagen, man kann bei jener Lebensbeschreibung fast ähnliches empfinden wie bei einzelnen Szenen in Shakespears Lear, und jenes Trauerspiel, das so oft seine großen Beziehungen auch im bürgerlichen Leben entfaltet, und das vielleicht unter allen Trauerspielen am öftersten in der wirklichen Welt auch wohl in Bürger- und Bauernhäusern aufgeführt wird, wenn auch nur theilweise; dringt hier mit tiefer Bedeutsamkeit auf den Leser ein. Auch Bürger konnte wohl sprechen: „Ich gab euch alles,“ und in einer andern Beziehung: „Euch tadl' ich nicht,“ euch gab ich keine Königreiche,“ und wie er selbst auch gesündigt haben mochte, immer war doch mehr ge-

sündigt worden gegen ihn. Man möchte sogar sagen, daß Bürgers Leben selbst der Freuden entbehrte, die jenes Trauerspiel, auch nur historisch genommen, in sich aufzuzeigen hat. Man könnte z. B. Kent und den edeln weisen Narren vermissen, und vor allen die ätherreine Cordella.

S. 4.

Bürgers Leben war der eigentliche Verbrennungs- und Vernichtungsprozeß, den eine verfehlte, dann eine zwischen Sittlichkeit und Geselzlosigkeit schwankende Neigung, endlich ein großer Irrthum in der Liebe selbst vollendete. Der Bessere wird die letzteren Worte nicht ohne Schauder aussprechen können. Milder gestimmt möge man auch bei dem Gedanken an seinen Tod, sich des rührenden Epigramms auf den Seidenwurm erinnern:

Arte mea pereo, tumulum mihi fabricor ipse:

Fila mei fati duco, necemque neo.

Wohl ihm, daß seinen frühen Tod der Gedanke versüßen durfte, daß wenigstens zwei Dritttheile seiner Gedichte niemals untergehen werde, sondern ihm bei der gerechten Nachwelt die Unsterblichkeit seines Namens sichern müsse.

S. 5.

Ob Bürgern selbst dieser Gedanke beglückte, müssen wir fast bezweifeln, da ihn leider eine nur zu berühmt gewordene Recension seiner Gedichte (A. L. Z. Januar 1791) trotz aller Protestationen von seiner Seite, dennoch in sich selbst hatte irre machen können. Sie ist bekanntlich von Schiller; aber nicht von dem großartig Kühnen, der die Räuber schuf und den herrlichen Posa, der, frei gesinnt, einer dumpf engen Inquisitionswelt muthig geistreich gegenüber steht, nicht von dem herrlichen Dichter des Loggen-

burg und des Tell, sondern von jenem Schiller, der in metaphysischer Uebertreibung, seinen eignen herrlich kühnen Genius für einige Jahre in die Kantische Schule schickte, wo er sich mit der Formenlehre zerarbeiten mußte, und, weil es ihm selbst so schwer geworden war, nun auch andere veranlassen wollte, sich auf ähnliche Weise zu zähmen. Wohl darf es uns seltsam, ja fast komisch erscheinen, daß Bürger durch eine Recension, die in der That nicht viel mehr enthält als einige abgerissene Gedanken über Objectivität und Idealität der Poesie, sich so tief verletzt fühlen konnte. Leider aber imponirte ihm das metaphysische Gewand, worein sie gekleidet ist, gar sehr, und er konnte in der Geschwindigkeit für seine allzuheftige Antikritik kein gleiches Prunkkleid finden, das in ruhigen Stunden doch so leicht aufzutreiben ist. Aber eben diese Ruhe war dahin, und wenn wir etwa darüber ein wenig lächeln sollten, so sei es doch nur das Lächeln der innigsten Nührung. Von dem, was wir wohl so obenhin „Güter des Lebens“ nennen, war dem Dichter niemals viel zu Theil geworden, und mit Molly's Tode, fast alles genommen, er hatte nichts mehr als den schwer erworbenen Lorberkranz, dieser allein sollte unangetastet bleiben, und nun, dünkte ihn, sei derselbe halb zerrissen ihm vom Haupte genommen. Wer aber leidenschaftlich zürnend sein letztes Gut vertheidigt, vertheidigt es selten geschickt, und so dürfen wir uns kaum wundern über jene unglückliche Antikritik, in der er fast um Hülfe zu rufen scheint, der er nicht bedurfte, und wie Macduff in Beziehung auf Macbeth ausruft: „er hat keine Kinder.“ Wie sehr er hier irrte, und wie leicht es ist, mit kühlem Witz auf dergleichen Schmerzensausrufungen zu antworten, versteht sich von selbst; dennoch bleibt jener Herzenslaut wahrhaft tragisch, und wir werden uns

nie ohne inniges Mitgefühl daran erinnern können. Wie gut wäre es gewesen, wenn sich Bürger erinnert hätte, was ja so nahe liegt und doch so häufig vergessen wird, daß von einem ächten Dichterfranze, und wenn sich die ganze Welt dagegen verschwören sollte, auch nicht Ein Blättchen geraubt werden könne, und daß der edle Schiller keinesweges eine feindselige Absicht hegte, sondern diesmal nur (gegen sich selbst nicht minder ankämpfend) irrte und in der individuellen Beziehung sich vergriff. Aber freilich die Stacheln des Moments verwundeten Bürgern tief, und er hoffte wohl kaum die Zeit zu erleben, die dem Irrthum ein Ende macht. Er war ja — wir müssen es leider wiederholen — irre an sich selbst geworden: das traurigste Schicksal das einem Dichter begegnen kann.

S. 6.

Die beste Kritik der Bürger'schen Gedichte ist, wie mich dünkt, von dem deutschen Volke selbst gemacht worden, indem es manche derselben sich in das Gemüth tief hineingeschrieben und glücklich auswendig gelernt hat. Wenn nun in dieser Hinsicht das alte Wort „Volksstimme ist Gottesstimme“ seine gar gute Bedeutung in sich trägt, so kann die anderweitige Kritik sich mit kurzen Bemerkungen begnügen, wobei wir uns außerdem noch auf einiges in den Schlegel'schen Charakteristiken und Kritiken beziehen. „Auf einiges“ möge wiederholt werden, denn auch hier liegen auf der einen Waagschaale noch immer zu viel Kant'sche Gewichte, die, an sich selbst schätzbar, doch hier nicht hingehören. — Bürger ist nach Fleming und A. Gryphius der erste ächte Wiederhersteller des Sonetts, aber indem er nur sehr wenige gab, zeigte er zugleich, mit welcher Zartheit diese Dichtungsart behandelt werden müsse. Das Sonett „an das Herz“

findet vielleicht in unsrer ganzen Literatur kein gleiches, und ähnelt einzelnen Accorden aus uralten Grabgesängen, die Völschwerlich kannte. Der Mythos von Aurora und Tithon ist nie so schauerlich tief, und doch wieder so ganz einfach aufgefaßt worden. Als Liederdichter gewährt er nur dann reinen Genuß, wenn er sich ganz zusammennimmt, oder wenn die Behmuth der Kraft zur Seite steht, und er sich von wilder Sinnlichkeit und wügelnder Lustigkeit frei erhält. Als Romanzendichter ist er in Hinsicht der mimischen Lebendigkeit und der Fülle in der Klarheit unübertroffen. Alles bei ihm ist wild, feurig fortschreitendes oder leise sich bewegendes, stets mit Sicherheit dem Ziele sich nähernd. Einzelnes kann man anders und besser wünschen; aber wahrhaft gestört wird man nie, denn das Leben dieser Balladen im Großen und Ganzen ist vollkommen gesichert und unantastbar. In der Pracht, Fülle, und dem goldnen Strom der Sprache kommt ihm kein Dichter des 18ten Jahrhunderts zuvor, vielleicht nur Einer gleich, wovon wir uns am schnellsten überzeugen können, wenn wir einige der berühmteren Verse des „hohen Liedes“ uns selber einfach vorlesen. Uebrigens ist es mir recht wohl bekannt, daß das genannte Gedicht kein vollständiges und zusammenhängendes Ganze sei; und ich bin allenfalls selbst erbödig, den Kitt nachzuweisen, mit dem die Fugen verhüllt werden sollen. Dennoch behalten Gold und Perlen auch ohne genügende Vereinigung, bekanntlich ihren objektiven Werth. — Von den Gedichten an Molly, besonders aber von dem: „Als Molly sich losreißen wollte“ mögen wir nichts weiter sagen, als daß wir uns von ihnen beinah dieselben Wirkungen versprechen dürfen als von — Tamino's Zauberflöte. (Vielleicht noch größere, da bekanntlich die meisten Thiere — die sonst nützlichen Hunde abgerechnet — sich

ohnehin ziemlich musikalisch erweisen, was sich leider von einer zahlreichen Gattung von Menschen nicht rühmen läßt.) — — Diese Gedichte sind furchtbare Gemälde einer großen tragischen Leidenschaft, und es ist entweder Irrthum oder Frömmerei, wenn man sie deshalb unsittlich nennen will, da sie ja keinesweges geschrieben worden sind, um Nachahmung zu veranlassen. Hat der Leser diese Kämpfe nie zu bestehen gehabt, so freue er sich — vorausgesetzt, daß nicht bloße Gemüthsälte ihn schützte — des größern Glückes demüthig; oder hat er sie rein überstanden, so danke er für die höhere Gnade mit noch tieferer, seliger Demüth; aber zucke nicht pharisäisch die Achseln. — — Der größte Fehler, den Bürger jemals beging, war, daß er auch scherzen wollte, welches ihm wenigstens in gedruckten Schriften niemals geglückt ist. Harmonische Bildung — die allein lehrt poetisch scherzen — war ihm nicht gelungen zu erreichen.